

“Die unheilbare Wunde”: Gedanken zum tragischen Charakter

München, Jung-Institut und MAP, 21. Okt. 2005

1. Ein bestimmter Charaktertyp.

Diemeisten von uns kennen einen gewissen Persönlichkeitstypus, sowohl aus unserem persönlichen wie aus dem beruflichen Leben. Ich umreiße die Züge einer solchen Person, wenigstens in einer Version dieses Typus: Alles Gute, jede Freude oder Lust, muß entwertet, verhindert oder zerstört werden. Jede Frustration wird zur Katastrophe, zur Tragödie, und jede Katastrophe ist die Schuld des Anderen; der Fehler liegt immer draußen. Damit fühlen sich diese Menschen stets in einer glorifizierten Opferrolle, in der sie indes zum versteckten Täter werden können: sie üben dadurch eine große Macht über andere aus, indem sie die anderen, explizit oder implizit, sich stetsfort schuldig fühlen lassen. Vorwürfe werden zu einem großen Inhalt aller Äußerungen; sie rechtfertigen ihr eigenes Dasein durch diese Vorwurfshaltung, das “blaming”.

Dabei ist es unverkennbar, daß ihre Forderungen an andere, und in verhüllter Weise auch an sich selbst, absolut sind. Ihr Gewissen ist von rabiater Grausamkeit, wendet sich aber manifest vorzüglich gegen andere mit jenen unerfüllbaren Idealforderungen und damit der Rechtfertigung, die Grausamkeit des inneren Richters nun gegenüber dem Nächsten entladen zu dürfen. Es heißt nicht mehr: “Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!”, sondern “Verurteile deinen Nächsten wie dich selbst!”

Dazu gehört auch, daß Geschenke dem Gebenden ins Gesicht geworfen werden — buchstäblich oder zumindest metaphorisch. Der Erfolg des Anderen erregt Hohn und führt zum Bemühen, ihn durch neue Anklagen zum Zorn zu reizen und zu veranlassen, seine Fassung zu verlieren und so seinerseits nun zum Opfer von Scham und Verachtung zu werden.

Die Idealforderung mag verschiedene, an sich hochwürdige Werte betreffen: Wahrheit und Ehrlichkeit, oder Ehre und Anerkennung, oder rückhaltlose Selbsthingabe, doch bis zum Verzicht auf eigenen Willen. Solche Ideale mögen fanatisch verlangt und verfolgt werden.

Eng verbunden mit der Absolutheit des Gewissens ist das, was wir das Tabu der Ausschließlichkeit nennen können, übrigens ein Thema von kulturgeschichtlich überragender Gewalt: “Verehret keine anderen Götter neben mir,” ist das religiöse Vorbild. Ich spreche aber über eine psychische Wahrheit: es darf nur eine Liebe, nur eine wesentliche Bindung, nur eine Treue geben. Jeder Bruch dieses Tabus ruft nach furchtbarer Rache — die rächende Eifersucht. Wenn der Andere nicht dieser Ausschließlichkeit huldigt, fühlen sich diese

Personen zutiefst gekränkt. Ihre Scham und damit ihr Ressentiment, ihr Groll, führen zu einer unauslöschlichen Unversöhnlichkeit. In versteckter oder offener Weise schwelt die Rache gier weiter und weiter, bis sie in wildem Zorn durchbricht.

Ich möchte diesen Charaktertypus einen tragischen Charakter nennen; denn sein Leben wird von Unheil umwittert, doch der Unstern funkelt in seinem Inneren. In unserem diagnostischen Schema würden wir wohl am ehesten über eine masochistisch-narzißtische Persönlichkeitsstörung mit paranoiden Zügen sprechen. Doch meine ich damit nicht eine Diagnose, sondern eine innere Konstellation, die auch in uns allen zu finden ist. Ich plädiere vielmehr damit für eine Offenheit für neue Metaphern, die unsere psychoanalytisch empathische und introspektive Erfahrung in frischem Licht erscheinen lassen.

Doch ist auch diese Beschreibung übervereinfacht; denn gewöhnlich wird diese Persönlichkeitsgestalt durch einen anderen Teil maskiert, der auf seine Weise durchaus ebenfalls echt ist: z.B. von einer Gestalt von oft hoher Kompetenz, manchmal auch von Zuvorkommenheit und Freundlichkeit, ja Unterwürfigkeit. Oder es ist eine konventionelle Überangepasstheit, die die Hauptgestalt verhüllt. Oder es sind Drogen und Alkohol, es sind Geld und Macht, es sind große und kleine Lügen, die das Drama verschleiern mögen. Wieder in anderen ist es eine bigotte Überreligiosität oder eine Neigung zum Esoterischen, zur Mystik. Alle diese Züge können wir als antitragische Abwehrformen verstehen, als Schutz eben gegen jene Hauptgestalt und ihr doch letztlich tragisches Schicksal.

Die tragische Persönlichkeit ist immer doppelt. Wie es für Don Quijote heißt: es sei so verwirrend, da er bald ganz vernünftig in seinem Denken sei, *cuerto*, und dann wieder ganz verrückt, *loco*, in seinen Handlungen. Nicht nur ist das Selbst irgendwie zerbrochen, sondern auch die erlebte Wirklichkeit scheint doppelt.

Hinter all der Absolutheit von Verlangen und Sollen verbirgt sich eine existentielle Verwundung, die sich einfacher Repräsentation entzieht oder überhaupt jenseits von Worten lauert. Manchmal erscheint sie als tiefe, unstillbare Sehnsucht, gepaart mit dem Gefühl der gähnenden Leere und Bedeutungslosigkeit des Daseins. Andere Male ist es eher ein Kerngefühl von Schmerz, Trauer und Einsamkeit. Dann wieder ist es ein quälendes Gefühl der Scham und eine Haltung der Kränkbarkeit, da die Überzeugung, man sei nicht wert geliebt und geachtet zu werden, immer wieder durchbricht. Der Groll, das Gefühl, "mir ist Unrecht geschehen", ist eigentlich immer da. Die mit diesen Gefühlen erlebte Hilflosigkeit ruft zu Gegenaktionen: der tragische Charakter versucht immer wieder, der Passivität zu entinnen. Es ist dieses Gefühl der unheilbaren Wunde, das auf tiefe, gewöhnlich chronische Traumatisierung schließen läßt.

Kurz gesagt meine ich mit dem Begriff des tragischen Charakters eine Persönlichkeitsstörung, die aus inneren Gründen ein Schicksal herbeiführt, das manche Züge mit den Protagonisten der Kunstformen des Tragischen gemeinsam hat, weswegen man daher zu Recht auch von Schicksalsneurose gesprochen hat: 1. daß sich alles Gute in etwas Negatives wandelt; 2. wie das, was am meisten befürchtet wird, gerade durch dessen Vermeidung herbeigeführt wird; 3. wie die Affekte ein Übermaß, ein Zuviel an Stärke und eine übermannende Qualität aufweisen, namentlich die negativen Affekte; 4. wie jede Leidenschaft sich deswegen in ein Leiden verwandelt; 5. wie das überwältigende Gefühl einer unheilbaren inneren Wunde aus Schmerz, Scham, Sehnsucht und Trauer immer wieder aufbricht, bei jeder Kränkung, Abweisung und Einsamkeit; 6. wie Liebe immer wieder in Konflikte um Macht, Eifersucht und Haß umschlägt; 7. wie die Identität zutiefst von Scham bedroht erscheint und jede Beziehung daher rasch von glühendem Neid und Ressentiment erfüllt wird; 8. daß Konflikte zwischen Macht und Liebe, zwischen Liebe und Sexualität, zwischen Identitätswahrung und Destruktivität, zwischen Scham und Schuld, und von Treue gegen Treue rasch unlösbar werden; 9. daß das Selbst als Opfer, die Anderen als Täter erfahren und immer die Umwelt angeklagt wird; 10. daß sein Schicksal durch das Scheitern gerade in der Verfolgung hoher Werte gekennzeichnet ist. Schließlich und 11. ist es der Totalitätsanspruch von Gefühlen, von Bindungen und Verlangen und die Absolutheit der Gewissensforderungen und Idealerwartungen, und damit ein Übermaß an Verurteilung von Selbst und Anderen.

Ich möchte diese allgemeine Charakterskizzierung und die dahinter sich verbergende Tiefendynamik nun an einem Fall etwas anschaulicher machen und das breite Thema des tragischen Charakters einengen auf das Problem der pathologischen Eifersucht.

2. Pathologische Eifersucht, Ungerechtigkeitsgefühl und "klaffender Mangel"

„And when I love thee not,/ Chaos is come again“ (Othello, A. III, Sc. 3, v. 91/92)

(„Und wenn ich dich nicht liebe, ist Chaos wiedergekommen“)

Diese Patientin, Jane, jetzt 52 jährig, in vierter Ehe verheiratet, mit zwei erwachsenen Töchtern, arbeitet als "grant writer" in einer Universität. Sie kam wegen schwerer depressiver Episoden, die sich bis zu suizidaler Verzweiflung steigerten, vor wenigen Jahren zu einer Kollegin (Dr. Cynthia Mendelson) zur Behandlung. Seit zwei Jahren ist sie nun bei ihr in vierstündiger Analyse. Ein ganz vordringliches Problem in der Arbeit ist die intensive Eifersucht gegenüber ihrer jüngeren und von ihr bei weitem vorgezogenen Tochter (die einzige aus zweiter Ehe mit einem geliebten, aber früh verstorbenen Mann). Wenn diese ihr

nicht jeden Tag telephonierte, nicht jedes Wochenende mit ihr verbrachte und wenn sie ihre eigenen Freundschaften pflegte, v.a. aber als sie sich zu verheiraten gedachte, reagierte Jane mit maßloser Wut, bezichtigte sie in stundenlangem Telephonzank des Verrates: die Tochter liebe sie nicht wirklich, sonst würde sie, die blutverwandte Mutter, doch zuerst kommen. Wenn die Tochter nicht Janes Wutanfällen stattgab, bedeutete das, daß sie sich überhaupt nicht um ihre Mutter kümmere. Würde die Tochter sie wirklich lieben, gäbe sie ihr, Jane, nach. Keine andere Beziehung könnte diese intensive Gebundenheit ersetzen: Entweder bestehe diese absolute Unersetzlichkeit und Nähe, oder Jane sah sich als völlig allein. In stark abgeschwächter Form zeigt sich etwas davon in ihrer Beziehung mit ihrem vierten Ehemann, den sie nach langen Zweifeln kurz vor Analysenbeginn ehelichte. Es ist auch in Bezug auf diese fast wahnhafte Eifersucht, daß der analytische Prozeß momentan zusammenbricht: alle Fähigkeit, aus dem unmittelbaren Erleben herauszutreten und über es mit dem inneren Auge zu reflektieren, und somit alle Rationalität entschwinden vorübergehend. Der Teil wird zum Ganzen. Stellt die Analytikerin dies in Frage, wird auch sie vorübergehend zur Feindin.

Doch nun etwas zur Geschichte: Als Jane 4 Monate alt war, nahm sich ihre Mutter durch einen Schuß in den Kopf das Leben, und zwar im selben Zimmer, in dem das Baby lag. Die beiden älteren Geschwister blieben bei dem alkoholkranken Vater, während Jane einer Verwandten von ihm übergeben wurde. Diese Pflege- oder Adoptivmutter war selbst sehr vereinnahmend Jane gegenüber. Bis diese etwa 12 jähig war, wußte sie nichts über die Vorgeschichte, obwohl sie stets ahnte, daß da etwas nicht stimmte, daß es "nicht real" war. Mit tragischer Ironie und Grausamkeit pflegte die Adoptivmutter ihr zu sagen: "Du denkst, du bist so gescheit, aber du weißt nicht alles!" Das Entscheidende war ihr ja vorenthalten worden. Das Bitterste und Beschämendste war, daß alle in der ganzen weiten Familie die Wahrheit wußten und mit Fleiß ihr, und ihr allein, das Geheimnis vorenthielten.

Erst dann erfuhr sie in der Schule mehr über ihre Herkunft und fand heraus, daß jener vermeintliche Onkel wirklich ihr Vater war und warum sie von Schwester und Bruder getrennt aufgezogen worden war. Dies stürzte sie in eine so tiefe Verzweiflung, daß sie mehrere Wochen lang nicht zur Schule zu gehen vermochte.

Auch in der Gegenwart wiederholt sich das einstige Gefühl des Ausgeschlossenenseins, des völligen Ungeliebtseins, des Nichtdazugehörens und des Fremdseins in fast monotoner Abfolge, doch mit umso dramatischerer Heftigkeit.

Sie findet, die Kinder, welche bei der Verteilung von Waisenkindern zum Bleiben gewählt werden, werden keine Probleme haben, im Gegensatz zu denen, die nicht auserkoren worden sind. Lebenslang werden diese sich so unerwünscht finden, wie es ihr gegangen sei. Sie

vergleicht die Behandlung dieser Kinder mit dem Umgang mit Koffern. Wenn sie schön aussehen, werden sie gewählt. In ihr verbündet sich daher dieses brennende Ressentiment, daß sie nicht gewählt worden war, mit einer tiefen Empfindung des Defektivseins. Das wird abgelöst von Bildern der Oralität: von Schokoladeeiscrème und ihrem zwanghaften Rauchen, dem Beißen ihrer Nägel, bis die Haut blutet. In ihrer Phantasie sieht sie sich plötzlich “von Brust und Gestilltwerden weggerissen, ohne Schnuller, nur an der Flasche”.

Wurde das Mädchen gelobt für ihre Gescheitheit, sagte die Adoptivmutter sarkastisch: “Sie ist so gescheit, daß sie all die dummen Sachen macht.” Ähnlich, wenn ihre Hübschheit gelobt wurde: “Alles Positive mußte ungeschehen gemacht werden. Alles, was mich mich machte, war falsch.” Dieses Entwerten geht nun unentwegt im Inneren weiter. Diese Stimme von Neid und Ressentiment will ihr nichts Gutes gönnen.

Jane fürchtet, daß das gegenwärtige Gutsein ihres Lebens nicht anhalten könne. Die Analytikerin bemerkt: “Die Dinge sind gut, und dann wird die Brust weggenommen,” — als Emblem für ihr Grundgefühl, als eine Art fundierenden Mythos ihres Lebens, wiederum nicht erinnerbar, doch sinnstiftend. Die Patientin antwortet, die Flasche sei “ein armseliger Ersatz, *a poor substitute*”, und wie sie keine echte Familie gehabt habe, sei auch die Ersatznahrung eine Metapher, die mehr vertrete. Sie sei ein Reklamekind für “keinen Ersatz — *no substitute*.” Alle Menschen in ihrem Leben, außer ihrem Bruder, ihrem frühverstorbenen dritten Ehemann und ihrer Tochter, sind Substitute, beinhalten ein Sich-Abfinden mit etwas, das nicht gut genug war; nur jene Personen und Beziehungen erscheinen ihr wirklich. Mehr: Wenn eine Verbindung durch Abwesenheit, wie sie es erlebt, abreißt, ist der Andere völlig entschwunden: “When people leave, they are gone” — also ein tiefer Mangel an Objekt Konstanz. Das ist ihre Realität. “Wenn jemand weg ist, ist es endgültig (gone for good). Wie bei einem Hund: ungesehen ist weg (out of sight is gone).” Ein Teil von ihr vermag nicht ein Übergangsobjekt anzunehmen. Bei aller künstlerischen Begabung hat sie große Mühe, den Schritt von der konkreten Person zu einem symbolischen Ersatz zu machen.

Ich denke als Widerpart an die schöne Szene mit meiner 16 Monate alten Enkelin Serena: Sie aß mit ihrer Mutter Abendbrot, trug aber Teller und Besteck auf ihr Kindertischchen. Ihre Mutter sagte: “Jetzt bin ich aber traurig darüber, allein essen zu müssen.” Serena steht auf, holt eine Familienphoto, legt sie vor Nina und kehrt zu ihrem gesonderten Gedeck zurück. Sie hatte einen symbolischen Ersatz geschaffen und diesen der Mutter angeboten.

Doch zurück zu Jane: Als sie klein war, schien alles unwirklich, falsch, und in einem Sinn war es das, da es auf der Verhüllung der Wahrheit aufgebaut war, und in einem anderen Sinn konnte nichts die verlorene Ur-Realität ersetzen; und drittens war sie selbst eine Fremde, sie

paßte nicht hinein.. Real sei nur die engste Blutverwandtschaft, nicht die Adoptivfamilie. Ihre Eifersucht entspringt (manifest) dieser Sehnsucht nach etwas Realem. Ohne ihre Tochter stünde sie vor dem Nichts. Oralität, die Bilder von Essen, Nahrung und Rauchen, und v.a. eine unverbrüchliche Bindung und Ausschließlichkeit darin stehen in ihrem Erleben für eine Kernrealität und eine ursprüngliche Sinnhaftigkeit im Gegensatz zu ihrem Grunderleben der Fremdheit und Sinnlosigkeit, eines völligen Liebesunwertes, d.h. des Gefühls, ganz im Innersten es nicht wert zu sein, geliebt und geschätzt zu sein — also etwas wie einer Urscham. Sie spricht zu Recht von einem klaffenden Mangel (*a gaping flaw*) in sich. “Wie kann jemand mit einem Makel jemanden ohne Makel schaffen?”, meint sie, indem sie sich auf ihre selbstmörderische Mutter und den alkoholkranken Vater bezieht. Es ist der Begriff der *hamartia*, die Aristoteles als “Charaktermangel” bei jedem tragischen Helden postulierte. Es ist in einem ein Schambild und ein Schmerzbild, das Gefühl einer tödlichen Wunde. Beides gehört zum Grundtrauma. Wie sie selbst sagt: “Ich werde nicht bestraft für etwas, was ich tue, sondern ich werde abgewiesen dafür, was ich bin” — Scham, nicht Schuld. Hinter der Absolutheit der Phantasie, dem Zuviel, versteckt sich die Wiederholung des Traumas: “Ich werde abgewiesen dafür, wer ich bin.”

Zusätzlich haben wir Anhaltspunkte für eine Artexistentieller Schuld: daß es ihr eigenes Dasein gewesen sei, das den Tod ihrer Mutter verursacht habe (s. Mathias Hirsch, 2002). Beständig spürt sie, sie sollte sich dafür entschuldigen, wer sie ist und daß sie ist.

Neben dem Grundgefühl der Unrealität und Entfremdung erhebt sich die Forderung nach ausgleichender Gerechtigkeit, und für sie ist es ebenso sehr ein Grunderleben, daß ihr Unrecht geschehen ist, *that she had been wronged*. Dieser Sinn der Ungerechtigkeit ist im Kern selbst ihres Wesens, ihres Selbst, ihrer Identität.

So schwer traumatisierte Patienten wie Jane bezeugen, wie chronische, frühe und andauernde Traumatisierung, wie hier durch Verlust und Seelenblindheit, nicht nur ein allumfassendes Schamgefühl, eine Art Schamstimmung, erzeugt, sondern auch ein schwelendes Ressentiment. Beide aber führen nicht nur zu einer Grundeinstellung von “Alles oder nichts,” sondern zur Anspruchshaltung: “Ich habe das Recht auf Wiedergutmachung”, eine Haltung, die von Wut begleitet wird, aber peinlichst verborgen und unterdrückt werden muß.

Das Wichtige an der fehlenden Objekt Konstanz ist aber, daß es sich dabei nicht einfach nur um einen Mangel an Objekt handelt, sondern um einen ganz wesentlichen Konflikt. Die Unerträglichkeit der Scham, die Hilflosigkeit, das Gefühl des Verratenwordenseins und davon, eine Fremde zu sein, und die Panik darüber werden durch das Ressentiment versteckt

und machen es unmöglich, darüber hinaus zu gehen. Sie fürchtet sich vor der unerträglichen Beschämung, wenn sie als Vertrauende wieder zum Opfer von Verrat werden könnte — *“not to be again the trusting victim”* . (In der Übertragung entgegnet sie sehr oft jeder Infragestellung ihres absoluten Urteilens und Forderns mit einem Schwall von Protest: „Denken Sie, ich sei stupid?! Ich bin nicht dumm!“ — was in der Gegenübertragung Gefühle von maßloser Wut auszulösen vermag). Das Urteil: Wer mich verläßt, wer nicht ständig unmittelbar erreichbar bleibt, liebt mich nicht und ist deshalb ein Verräter, wird zur idée fixe und zum Leitmythos. Das heißt, Trennung wird gleichgesetzt mit Seelenmord.

In ihrer Eifersucht leben alle drei: die Scham, das Ressentiment und der Anspruch auf Wiedergutmachung in machtvollster Weise weiter. Zwar ist die Struktur der Eifersucht deutlich triadisch, aber in ihrem Kern steckt die Phantasie einer allmächtigen Zwei-Einheit, von der alle anderen, ja, die ganze Welt ausgeschlossen werden soll. Die pathologische Eifersucht ist mithin mitnichten auf die sexuelle Eifersucht beschränkt. Die letztere ist ein Sonderfall der allgemeineren Suche nach und Sucht für Ausschließlichkeit in der Intimbeziehung. Das Wesen der Eifersucht liegt in dieser Absolutheit und Ausschließlichkeit des Beziehungsanspruchs.

Doch wir können dies nun vertiefen: Wer sich nicht ans Prinzip der absoluten Ausschließlichkeit in der intimen Beziehung hält, macht sich völlig schuldig. Die Trennungsschuld wird zum Angelpunkt der ganzen Ethik. „Ich machte mir mein eigenes Kind, damit ich diesen Ort im Leben habe,“ bekennt Jane, „und wenn die Tochter geht, verliere ich meinen Ort.“ Sie wollte niemanden haben, der ihren Kindern nahe gewesen wäre: „Sie gehörten mir — *they were mine* .“ Und: „Ich machte sie, damit ich jemanden hätte — *I made her so I would have someone*“ Sie wollte, daß niemand daran zweifle, daß sie die Mutter war, die alles für die Kinder tat; niemand könne ihr ihre Liebe (affection) wegnehmen (im Sinne von Bestreiten). Es durfte und darf keine Trennung geben. Sie empfindet aber auch die Abwesenheit ihres Ehemannes bei seiner Familie als Verrat an ihr. Alles, was nicht ausschließlich ist, ist Verrat. Liebe ist Besitz und bedeutet: „Entweder besitze ich dich, oder ich töte dich. Du hast kein Recht auf ein eigenes Dasein.“ Und umgekehrt ist es so, wie das Othellozitat, das ich als Motto über diesen Teil gesetzt habe, besagt: „Habe ich dich nicht, besteht das Nichts völliger Beziehungslosigkeit und damit völligen Selbstverlusts.“ Frühe schwere Traumatisierung führt zu dieser strukturellen Leere, diesem Abgrund des Nichtseins (Küchenhoff, 1990; Green, 1993), damit auch der Urscham völligen Liebesunwerts.

Diese Ausschließlichkeit ist die Abwehr gegen das tiefe Wissen darum, eine Ausgeschlossene zu sein, und dagegen, daß es eine verborgene Wirklichkeit gab, die sie zwar

erahnte, aber nicht wissen durfte. Das Urteilen wehrt es ab, diese Zusammenhänge zu untersuchen und diese Konflikte durchzuarbeiten. Das Sichklammern an die Absolutheit und Ausschließlichkeit gibt ihr Struktur und Konstanz; ohne diese würde sie sich völlig verloren fühlen. Es ist Abwehr, daß sie “Null Empathie” in ihre Tochter hat: es wäre zu gefährlich, sich in den anderen zu versetzen. Sie verlöre dadurch den Halt an ihrem absoluten Urteil.

Dies aber hat eine weitere wichtige Folge: auch ihr Überich, ihr Gewissen, zeigt dieselbe Unerbittlichkeit und rigide Ausschließlichkeit, oder vielmehr, genauer gesagt, besitzt eine solche Seite der Absolutheit.

Doch enthüllt sich jäh zumindest eine weitere und tiefere Bedeutung dieser pathologischen Eifersucht, dieses Ausdrucks des Prinzips von Macht statt Liebe, in einem an sich kleinen, doch typischen Ereignis. Ihre Tochter, die sich trotz Janes massiven Vorwürfen verheiratet und dann ein Jahr später in einer fernen Stadt niedergelassen hat, verbringt eine Woche der Sommerferien bei Jane. Wie sie und ihr Mann eines Tages außer Hauses weilen, begibt sich Jane in ihr Zimmer und “entdeckt” die Aufgabenliste der Tochter, die den Kauf eines Geschenk für die erste Frau ihres verstorbenen Vaters, Janes dritten Ehemannes, mitumfaßt. Janes Eifersucht stürzt sich aber immer hauptsächlich und mit besonderer Verbissenheit auf die Beziehung, die die Tochter mit ihrer Halbschwester, eben des Kindes aus der ersten Ehe des Vaters, verbindet. Und jetzt will ihre Tochter deren Mutter ein Geschenk machen! Jane ist außer sich vor Entrüstung und bezeichnet es als einen Akt äußerster Illoyalität. Rasch kehrt sich ihre Wut ebenso auf die Analytikerin, wie diese dem weiter nachgehen möchte, und gegen sie selbst: “Ich bedeute keinem etwas. Ich bin eine schreckliche Person.” Der Schamaspekt, der sich im Kern der Eifersucht, nämlich des Ausgeschlossenenseins birgt, wird dadurch in Worte gefaßt. Jane spricht davon, wie die Stieftochter sie damals, als Jane die erste Ehe und Familie ihres künftigen Mannes aufzubrechen half, nicht annehmen konnte und ihr das Leben mit Vorwürfen schwer machte. Überdies versuchte deren Mutter, die Unehelichkeit von Janes Tochter rechtlich zu verbiefen. Die Analytikerin fragt sich, ob Jane sich nicht schuldig gefühlt habe, da sie faktisch den dritten Ehemann von seiner Frau und seinen zwei Kindern weggenommen hatte, und nun erwartet, von diesen bestraft zu werden. Stattdessen externalisiert sie diese Schuld und klagt umgekehrt jene beiden Frauen an, ihr jetzt die eigene Tochter wegzunehmen. Mit anderen Worten: die pathologische Eifersucht funktioniert nun, zumindest zum Teil, als Abwehr gegen ihre Schuldgefühle dafür, daß sie der ersten Familie ihres Mannes viel Grund für schwere Eifersucht gegeben hat. Jane spricht aber nie über diese Schuld; die ist das wesentlich Verdrängte. Woran sie jedoch besessen, fast wahnhaft, festhält, entpuppt sich nun als eine Umkehrung der Schuld und der

Ursache für Eifersucht: jetzt fühlt sie sich chronisch als die Ausgestoßene, als das Opfer von Verrat, und klagt die beiden anderen, v.a. die Stieftochter an, während sie selbst schuldlos dasteht. In dem Augenblick, wo die Analytikerin dies, wenn auch ganz taktvoll, in Frage zu stellen versucht, wird Jane maßlos wütend. Damit ist die momentan hauptsächliche Übertragung die der (gegenseitigen) Schuldzuweisung, also eine Überichhaltung, da das Schuldgefühl im Inneren vehement durch die Eifersucht abgewehrt werden muß. (Ich erinnere an Freuds Analyse von Ibsens “Rosmer von Rosmersholm”.)

Ihre Unfähigkeit, ein Übergangsobjekt anzunehmen und die Betonung der Konkretheit ihrer Beziehung zur Tochter, können demnach nicht einfach als ein Entwicklungsdefizit verstanden werden, sondern sie stehen im Dienste der Abwehr der Schuld und richten sich gegen deren Auftauchen. Die pathologische Eifersucht ist eine massive Abwehr der eigenen Schuld durch Projektion: der andere ist schuldig. Zutiefst ist es sicherlich bei ihr nicht nur das Aufbrechen jener Familie, das sie schuldig fühlen läßt, sondern auch der Seelenmord, den sie selbst an ihrem Kind zu verüben sucht — ein Seelenmord, den sie nun aktiv begeht, wie sie ihn passiv erlitten hat, — sowie die existentielle Schuld der Überlebenden: „Ich bin schuld am Selbstmord meiner Mutter“.

Diese Beobachtungen können uns nun den Anlaß zu einer tieferen Untersuchung der Eifersucht, und der Konflikthaftigkeit der Liebe überhaupt geben.

3. Eifersucht und das Problem des ausschließlichen Besitzens des Anderen

Dimitrij Karamazov sagt: “Aber sich verlieben heißt noch nicht lieben. Sich verlieben kann man auch, wenn man haßt.” Darin liegt eine sehr tiefe Wahrheit: Verliebtheit kann sehr viel Aggressivität beherbergen und verhüllen — sie muß es nicht, aber sie läuft stets die Gefahr. Dies läßt sich auf so viel, das Liebe genannt wird, ausdehnen.

Sokrates beginnt seine eigene Untersuchung in die Natur der Liebe in Platons symposion mit der Beobachtung, daß man begehre, was man nicht habe, von dem man fühle, man brauche es und man sehe sich dessen beraubt — *ende'és*. Als Psychoanalytiker würden wir sagen, daß sich ganz im Kern der Liebe eine Sehnsucht verberge nach etwas, das man zutiefst vermißt, ein Gefühl, das wir sowohl im Neid wie in der Eifersucht entdecken.

Ein ganz wichtiger Aspekt ist das ausschließliche Besitzenwollen, und damit die in ihr lauende, oft verzehrende, ja mörderische Eifersucht. Es scheint, daß dieser Wunsch nach Ausschließlichkeit schon bei ganz kleinen Kindern beobachtbar ist: Neueste Untersuchungen (Hart, Carrington, Tronick, & Carroll, „Infancy,“ 2004, Vol 6. S. 57 - 78) zeigen deutliche Eifersuchtsreaktionen bei 6 Monate alten Säuglingen, wenn die Mütter positive

Aufmerksamkeit auf eine lebensähnliche Puppe richten. Diese Episoden sind durch verminderte Freude, verstärkte Wut und intensive negative Emotionalität gekennzeichnet, ähnlich den Episoden, wo die Kinder mit dem unbeweglichem Gesicht der Mutter konfrontiert werden, aber mit noch stärkerer und längerer Trauer. Zugleich zeigt sich eine Annäherungsreaktion, die aus verstärktem Interesse, Schauen auf die Mutter und verminderter Distanzierung besteht und sogar stärker als beim Spielen ist. Es ist faszinierend, daß diese Reaktion nur bei der kindähnlichen Puppe, nicht aber dann zu beobachten ist, wenn die Mutter ein Buch liest oder ihre Aufmerksamkeit einem Erwachsenen zuwendet. Die Unaufmerksamkeit erweist sich also dann als besonders aufregend, wenn sie einem anderen Kleinkind gilt. Genau wie wir das im klinischen Beispiel sahen, ist das entscheidende Element das Gefühl des Ausgeschlossenenseins. Andere weniger systematische Beobachtungen zeigen solche Sensitivität schon bei Säuglingen im Alter von 3 Monaten. So wichtig die dyadischen Beziehungen seien, erweise sich damit die kritische Bedeutung von triadischen Konstellationen schon in sehr früher Kindheit, nämlich in diesen intensiven Bemühungen von sehr kleinen Kindern, eine dyadische Beziehung mit den Personen naher Bindung wieder herzustellen, wenn diese durch eine Triade ersetzt worden ist. „Im großen ganzen zeigen die Ergebnisse, daß Ausdruck von Traurigkeit und vermehrtes Blicken auf die Mutter spezifisch waren für die Eifersucht hervorrufende Situation.“

Zudem gibt es eindruckliche Bezüge zwischen der allgemeinen Einstellung der Mütter und der Eifersuchsreaktion bei den Kindern: Bei Müttern, die beim Spielen weniger beteiligt sind, zeigen die Kinder in der Eifersuchsreaktion weniger Freude, und bei Müttern mit größerer Zudringlichkeit bezeugen die Kinder vermindertes Interesse. Umgekehrt ist es bei Müttern mit optimaler Beteiligung so, daß bei der Eifersuchtsevokation die Kinder verstärkte Negativität in Form von Wut und Trauer manifestieren. I.a.W.: *Je besser die Beziehung mit der Mutter ist, desto ausgesprochener ist die Eifersuchsreaktion in Form von Trauer, Wut und Suchen nach der Mutter* .

Sicher handelt es sich bei diesem Besitzergreifenwollen der anderen Person und der Ausschließlichkeit in dyadischer Bindung um eine angeborene Disposition, die sich schon in sehr früher Kindheit durchsetzt. Was ich immer wieder sowohl klinisch wie introspektiv beobachten konnte, war dasselbe Vorherrschen von Traurigkeit und verzweifeltm Suchen als bewußtem Aspekt, hinter der sich dann die zugrundeliegende, aber verdrängte Eifersucht versteckte. Die Trauer ist aber selber ein sinnvolles Signal an den Anderen, sich dem Ausgeschlossenen wieder zuzuwenden, wie die Untersucher betonen. Sie fügen auch hinzu,

wie falsch es sei anzunehmen, daß die Eifersucht eine sekundäre und keine grundlegende Emotion sei.

Zurück zum Klinischen: Freud unterscheidet 1. die "normale" oder kompetitive Eifersucht, 2. die Eifersucht, die auf projizierter Untreue beruhe und einer Schuldabwehr diene, und 3. den Eifersuchtswahn, der auf abgewehrte Homosexualität deute.

Denken wir aber mehr über die "normale" Eifersucht nach, ist die Frage berechtigt: Beruht das nicht auf einem Konzept der Verliebtheit oder sogar Liebe, der auf totalem Besitz beruht und die Individualität des Anderen mißachtet? Dabei mag es zwar zu komplexen Kompromißbildungen zwischen Ausschließlichkeitsforderung und Respekt kommen. Doch bleibt die Doppelfrage dabei immer: Einerseits, wie ist Vertrauen, das Kernstück der Liebe, möglich, wenn der Besitzanspruch dominiert? Andererseits, wie ist Vertrauen möglich, wenn deswegen Bindungen an andere Menschen und Anziehungen verheimlicht werden müssen, wenn es also zu Lügen und Geheimhaltung kommt? Auch nach Coen ist die Hauptgefahr für den Menschen mit pathologischer Eifersucht „die Intimität in einer eins-zu-eins-Beziehung.“ So müsse die Frau gegen die Homosexualität, und zugleich der Mann gegen die Heterosexualität schützen. Zentral sei die Unfähigkeit zu lieben. „Der narzißtische Mangel ist etwas Komplexes, das nicht nur auf abwehrbedingte Regression von ödipalen Konflikten oder auf angenommenen Entwicklungs-stillstand oder Fixation zurückgeführt werden kann.“ Der Konflikt beziehe sich auf ödipale wie präödipale Abkömmlinge(S. 106/107). Der organisierende Fokus bestehe in der intensiven Angst davor, sich selbst zu gestatten, eine einzelne Person zu lieben.

Setzen wir aber diese auf Besitz und Macht sich gründende Liebe beiseite, müssen wir doch zugeben, daß in jeder nahen und emotional intimen Beziehung es Bereiche der Ausschließlichkeit gib, zu denen kein Dritter Zugang hat. Anders gesagt: Jede Liebe hat einen ihr eigenen Privatbezirk. Wird dieser durch einen Dritten verletzt, erzeugt das Scham, und wenn dies besonders gewaltsam geschieht, führt die Kränkung zu starker Entrüstung oder zu ohnmächtiger Wut und Verzweiflung. Das jeweils richtige Maß zu finden, ist eine Hauptaufgabe der Liebe. So mag man in jeder Beziehung es in zarter Weise versuchen, ein Gleichgewicht zwischen den gegensätzlichen Strebungen von totaler Zuwendung und dem ebenso intensiven Bedürfnis nach anderen tiefen Beziehungen zu finden. Die Grundfrage wird dann also: Wie finden wir die individuell spezifische Balance zwischen Ausschließlichkeit und Teilen (sharing)?

Eine der großen Einsichten scheint mir nun aber die zu sein, daß Liebe teilbar ist und gerade im Teilen wächst und nicht abnimmt. Ich erinnere an die schöne Parabel des Rabbi

David ibn Abi Zimra (1479 - 1573): “Wie eine Frau schwanger wird und gebärt, ohne daß ihr in ihrem Wesen etwas mangelt, so werden die Seelen der Gerechten und Frommen schwanger und gebären und senden Lichtfunken in die Welt, um die Generation zu schützen. Das ist dem Vorgang gleich, wenn einer eine Kerze an einer anderen anzündet; dabei wird die erste Kerze in ihrem Licht nicht vermindert” (Scholem, 1991, S. 223). Diese Beobachtung, daß man im Geben sogar mehr und sicher nicht weniger hat, gilt nicht nur für die Liebe (und das Kinderhaben ist das schönste Beispiel dafür) und die Güte, sondern auch für die Weisheit und die Gerechtigkeit. Sie alle werden mehr, indem man sie teilt. Das schöne deutsche Wort “Geteiltes Leid ist halbes Leid, geteilte Freud ist doppelte Freud,” kann, so ungewohnt das auch klingen mag, ebenso auf die Liebe angewendet werden — sowohl im Sinne der Gegenseitigkeit (und dies ist nicht überraschend) wie im Sinne des Nebeneinanders (und dies widerspricht dem konventionellen Verstand).

Eine andere sehr wichtige Folgerung ist: Treue und Ausschließlichkeit sind nicht identisch und müssen voneinander entkoppelt werden, so sehr dies der konventionellen Moralität widersprechen mag. Es gibt eine tiefe und dauernde Treue zum andern, geliebten Menschen, ohne daß diese Treue Ausschließlichkeit erheischt. Ganz im Gegenteil! Je mehr, je breiter und tiefer man in seiner Liebe und seinem Liebesbedürfnis erfüllt wird, desto besser ist man seinem Nächsten gegenüber — mehr verständnisvoll, geduldig, ja, liebevoll, und v.a. umso weniger vorwurfsvoll und intolerant. Es war ja eine der Haupteinsichten der Psychoanalyse, daß die chronische oder immer wiederholte Frustration des Liebesverlangens, eben der Libido, zentral pathogen ist.

Die Stimme der Eifersucht will das aber nicht wahr haben. Keiner von uns ist dieses Konfliktes enthoben, und wenn diese Versöhnung der beiden Seiten nicht gelingt, wie wir es eben bei Jane gesehen haben, eröffnet sich die schmerzlichste Wunde des totalen Ungeliebtseins (“*And when I love thee not, Chaos is come again*”) — des völligen Liebesunwertes, des Kerns des Schamerlebens, aber auch einer trostlosen Einsamkeit und Trauer, und damit fast unausweichlich einer Neigung, sich dessen zu bemächtigen, was man anscheinend verloren hat. Das Leben wird beim tragischen Charakter beherrscht von diesem Dilemma: entweder totale Zuwendung oder totaler Schmerz und totale Scham; entweder Ausschließlichkeit oder völlige Verlassenheit und Unwert. Dieser Zustand aber ist eine Retraumatisierung.

Wir können, in Bezug auf die Ausschließlichkeit der Liebe, behaupten, daß das Sich-Ausgeschlossen-Fühlen oder das Ausgeschlossenensein von der intimen Zweisamkeit der Anderen: “Ich bin der ausgeschlossene Dritte,” und damit des intensiven Verlusts: “Ich habe

nicht mehr, was meinem Leben Sinn gibt”, diesem Kerngefühl in der Eifersucht, unweigerlich mit dem Sinn von Demütigung, also von Beschämung verbunden ist. Umgekehrt ist die Machtausübung und Inbesitznahme des Anderen, die so sehr Teil der Eifersucht wird, eine Vergewaltigung von dessen Individualität und damit etwas, das Realschuld bedeutet: der vereinnahmende Geliebte oder Gatte sollte sich schuldig fühlen, denn er verletzt die Selbstbestimmung des Anderen. Unentrinnbar führt dann auch der “Verrat” an solcher Ausschließlichkeit, eben an der Liebe als Besitzergreifung, zur Schuld, das heißt das Opfer eines solch despotischen Liebesanspruchs fühlt sich schuldig, wenn es sich dieser Fessel zu entledigen sucht und von diesem Gefängnis der Dehumanisierung flieht.

Werden diese psychodynamischen Prozesse verinnerlicht, sehen wir eine neue große Überich-Polarität: die Scham für das Ausgeschlossenensein gegenüber der Schuld für die Inbesitznahme und damit Verdinglichung des Anderen oder für die Rebellion gegen solche Absolutheit. Gerade die Opern des 19. Jahrhunderts (ich denke besonders an die Verdis und Tschajkowskis) kreisen zum großen Teil um diese Thematik. Der tragische Charakter zerbricht auch an diesem Konflikt zwischen Liebe und Bemächtigung und den darauffolgenden ethischen Konflikten. In unseren Begriffen: er erfährt letztlich alle intime Beziehung in sadomasochistischen Kategorien.

So scheint mir im tragischen Charakter dieser eine Konflikt leitend und unlösbar zu sein: es ist der Konflikt zwischen Liebe und Macht. Er manifestiert sich z.B. im Umschlag der Sehnsucht nach dem oder der Geliebten in den Zwang, diesen anderen Menschen ganz und gar zu kontrollieren und dadurch zu dehumanisieren — wie wir dies im Falle von Jane bezeugt sahen.

Besinnen wir uns darauf, was wir wirklich mit Liebe meinen.

4. Gedanken zur Natur der Liebe

Ich habe in früheren Arbeiten die schöne Definition von Aristoteles (und angeblich Augustinus) zugrunde gelegt, Liebe heiße: “Ich will, daß es dich gibt.” Ich berufe mich dabei auf die Nikomachäische Ethik, Kap. 9, 1166a: “Man umschreibt es [*philiká, philiai*, die Gefühle der Liebe] so: der Liebende (*philón*: der Liebe, der Freund) sei einer, der das, was gut sei oder so scheine, dem Anderen zuliebe (genauer: des Nächsten, *tou pélas*, wegen) wolle und dies auch ausführe. Oder man könne sagen, [der Liebende] sei einer, der wolle, daß

das Einzelne. Der tragische Charakter vermag es nicht, diesen Konflikt zur Komplementarität zu verwandeln. Dies ist aber das Ziel echter Reifung: diese beiden Mächte zur Versöhnung, zur Harmonie, zur gegenseitigen Erfüllung zu bringen — wunderselten, aber stets lockend als leuchtender Gipfel des Daseins.

Ich möchte aber mit einem anderen Gedanken schließen, der mich in der einen oder anderen Form seit langem immer stärker bewegt und die Themen, über die ich heute sprach, umgreift

5. Seelenmenschen und Dingmenschen

Ein kleiner Essay zum 75. Jahrestag des Erscheinens von Freuds Buch, “Das Unbehagen in der Kultur”, des Kritikers Lee Siegel in der New York Times Book Review vom 8. Mai 2005, schließt mit den Worten: “Freudianismus ist keine Wissenschaft; entweder begreift man intuitiv die Realität von Freuds dynamischem Begriff des Unbewußten oder man kann nicht annehmen, daß es existiert — so wie man den Wahrheitsgehalt des biblischen Buches des Predigers erfaßt oder ihn nicht erfaßt. Aus diesem Grund ist die am wenigsten aufhebbare Teilung der Welt heute zwischen denen, die daran glauben, daß das Unbewußte eine grundlegende Rolle im Menschenleben spielt, und denen, die das nicht glauben. Dies ist der wirkliche Kulturkrieg und vielleicht sogar das wirkliche Aufeinanderprallen von Zivilisationen.”

Worauf ich immer wieder stoße, ist genau dieser Graben, der sich aufreißt, zwischen denen, die der Innerlichkeit, dem Seelischen einen ganz wichtigen Platz in ihrem Leben einräumen, und denen, deren Interesse v.a. auf Dinge gerichtet ist, auf das Sachliche, Äußere, auch auf den Erfolg. Ähnlich wie in dem Zitat von Siegel scheint es mir immer wieder um die Antithese von Dingmenschen und Seelenmenschen zu gehen, und wie diese beiden sich letztlich nicht verstehen können, da deren führenden Werte so verschieden sind — Tüchtigkeit, materieller Erfolg, das Zählbare und das Zahlbare dort, — Verstehen des Innersten im Menschen, und damit Wahrhaftigkeit und Liebe hier. Natürlich ist dieses Entweder-Oder übertrieben. Die Natur ist nie so scharf geschieden; es handelt sich um Idealtypen und wirklich um ein Spektrum. Und doch ist diese Gegenüberstellung von großer Hilfe.

“Oh, beware, my lord, of jealousy. It is the green-eyed monster which doth mock/ The meat it feeds on ,” sagt Jago scheinheilig in Shakespeares “Othello” (A.III, Sc.3. v. 165 – 167: “Hüte dich, mein Herr, vor Eifersucht! Es ist das grünäugige Ungeheuer, das das Fleisch verhöhnt, an dem es weidet”), und seine Frau Emilia sagt später (A. III, Sc. 4, v.160 - 162):

“*They are not ever jealous for the cause / But jealous for they are jealous. 'Tis a monster/ Begot upon itself, born on itself*” (“Nie sind sie eifersüchtig wegen des [vorgeblichen] Grundes, sondern eifersüchtig, da sie eifersüchtig sind.. Es ist ein Ungeheuer, bei sich selbst gezeugt, bei sich selbst geboren”).

Ovid beschreibt Neid *invidia*, als ein Ungeheuer, das Schlangen verschlingt und mit Gift birst: „*carpitque et carpitur una* — es verzehrt und wird zugleich verzehrt“ (Metamorphosen, 2. 781); „ihre Zähne sind rostrot, ihre Brust ist grün von Galle, ihre Zunge giftgeschwollen, und sie lacht nur, wenn sie Schmerz betrachtet — *livent rubigine dentes,/ pectora felle virent, lingua est suffusa veneno,/ risus abest, nisi quem visi movere dolores*” (vv. 776 – 778)

Eifersucht ist, wie gesagt, auch eine Sucht; ebenso sind dies die Rachsucht und die Habsucht, ein Kernstück des Neides (die *pleonexia*, die von Thukydides als Grundübel, das zur Selbstzerstörung großer Kulturen und Staaten führt, bezeichnet wird). Der Süchtige, welcher Art nun auch die Sucht sei, legt seine Priorität auf Dinge und verhüllt sich das Innerseelische mit den Sachen: seien es nun Drogen oder das Essen, seien es Macht, Geld und Ruhm. Der Psychotherapeut und Psychoanalytiker, dessen Wichtigstes es ist, “den Sachen auf den Grund zu kommen” (wie es Heidrun Jaraß so schön formuliert hat), versucht, dem Patienten eine neue Welt, eben die Innenwelt zu öffnen, und dies in einer Kultur, die so ganz den Verlockungen des Äußerlichen folgt und sich dem Reichtum der Innigkeit immer stärker entfremdet. Wir werden dann zu Botschaftern einer Welt, die für viele wie hinter einer chinesischen Mauer verborgen und verschanzt ist.

Abschließend möchte ich ein chassidisches Wort erwähnen, das ich einem Patienten verdanke: In den „Sprüchen der Väter“, einem Teil des Talmuds, heißt es (4.28): „Die Eifersucht, das Begehren und der Ehrgeiz bringen den Menschen aus der Welt.“ Dazu sagte Rabbi Bunam, einer der chassidischen Meister: „Wer an seiner Eifersucht, an seinem Begehren und seinem Ehrgeiz arbeitet, den erheben sie über die Welt.“

Umgekehrt, als Gegenkraft zu Eifersucht und Neid, scheint mir alles, was aus Liebe geschieht, gut zu sein, ja zum Höchsten überhaupt zu gehören. Goethe schrieb diese schönen Verse: “Krone des Lebens, Glück ohne Ruhe, Liebe bist du”; und ähnlich sagt es Dostojewskij in “Den Dämonen”: “Liebe ist höher als das Sein; Liebe ist die Krone des Seins”. In einem anderen Goethewort (aus Egmont, Akt III): “Glücklich allein ist die Seele, die liebt” und bei Heine: “Lieben und geliebt zu werden, ist das größte Glück auf Erden” (“*Italien*”, Kap. 16. Ges. W. Bd. 6, S. 30) — alle sagen sie dasselbe: die Liebe, im tiefsten und weitesten Verstand, macht letztlich den Lebenssinn aus.